

Das Fundbüro der Verluste

Hinterrücks fällt uns die Nostalgie an, und ebenso überraschend verlässt sie uns zuverlässig wieder. Von Alain Claude Sulzer

Manchmal fordere ich sie geradezu heraus. Ich lege eine Schallplatte auf, die ich seit Jahren nicht mehr gehört habe, und gebe mich schon bei den ersten Tönen dem bitter-süssen Gefühl der Nostalgie hin. Meist aber überfällt sie mich dann, wenn ich sie am wenigsten erwarte.

Nostalgie spricht durch Erinnerungsfragmente zu uns. Sie ist ein Verlustanzeiger. Ein Fundbüro, in dem die Verluststücke auf uns warten. Manche bleiben für immer liegen. Andere tauchen nach Jahren des Vergessens unvermittelt auf. Nostalgie bezieht ihr Potenzial aus der Vergangenheit. Für Augenblicke versetzt sie uns dorthin zurück, wo wir einst waren und nicht mehr sind.

Das alte Heimweh

«Nostalgie» meinte ursprünglich die Sehnsucht, die Schweizer Söldner im Ausland befiel, das «Heimweh», wie Johann Jakob Harder in seiner «*Dissertatio medica de Nostalgia, oder Heimweh*» schrieb. Während andere Europäer zu Hause blieben, waren die Schweizer offenbar die Einzigen, die ihre Heimat (mehr oder weniger freiwillig) verliessen, um anderswo in fremden Diensten ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wo sie ihr Vaterland sehnsüchtig vermissen. Vielleicht auch liebten die Schweizer – gemäss einer stärker vaterländischen Geschichtsschreibung – ihre Stammlande mit mehr Nachdruck als andere Völker.

Die Nostalgie ist heimatlos, dehnbar geworden; mit diesem ausschwingend langen «i» ist sie auch ein wunderbar in die Länge gezogenes Wort. «Heimweh» beschreibt die einstige eng gefasste Bedeutung von Nostalgie im heutigen Sprachgebrauch viel genauer. Nostalgie wiederum vereinigt in der jetzigen Verwendung Verlust, Vergänglichkeit, verlorenes Glück, Enttäuschung, (überwundenes) Liebesleid, (vergangene) glückliche Tage in sich. Die Bezeichnung Nostalgie hat ihre engere Bedeutung (Heimweh) zugunsten einer in Worten schwer fassbaren Ambivalenz verloren – und dadurch an Aussagekraft gewonnen.

Anders als der Grundton Melancholie ist die Nostalgie kein Ostinato, eher

eine aufflackernde Melodie, die uns für Augenblicke in die Vergangenheit zurückversetzt, um uns danach auf unabhsehbare Zeit in Ruhe zu lassen. Im Unterschied zur Melancholie ist Nostalgie kein anhaltendes Gefühl, kein düstres Leitmotiv, das uns ins schwarze Nichts zieht, sondern ein kurz aufscheinender Gedankengang in ferne Zeiten.

Nostalgie ist kein Gefühl von Dauer, auch wenn die französische Rundfunkstation Radio Nostalgie, die ununterbrochen alte Chansons sendet, genau das suggeriert. Vierundzwanzig Stunden lang kann man nicht nostalgisch sein, ohne depressiv zu werden. Wer täglich Madeleines isst, kommt um den nostalgischen Genuss, den Proust mit dem Erinnerungsschub verspürte, herum; täglich genossen, bleibt eine Madeleine, was sie ist: ein ganz banales Nahrungsmittel.

Was sie braucht, um ihr schläfriges Haupt zu erheben, ist eine Anregung, ein Auslöser, ein Anlass. Nostalgie muss sich an etwas entzünden, um aufzuckern und eine Weile bestehen zu können. Das sind zur Hauptsache Orte oder Gegenstände, Fotografien oder Musikstücke. Auf reale Menschen kann sie hingegen gut und gern verzichten, denn sie wird von ihnen nicht heraufgerufen, vielleicht, weil Menschen ein allzu deutliches, allzu unmittelbares und ernüchterndes Indiz für die unaufhaltsame Vergänglichkeit allen Seins sind. Menschen altern anders als die Ursachen nostalgischer Gefühle; sie altern trivial und verändern sich bis zur Unkenntlichkeit.

Während man Orte selbst dann wiedererkennt, wenn man sie seit Jahren nicht aufgesucht hat (zudem, wenn sie einem etwas bedeuteten), kann es einem mit Menschen durchaus passieren, dass ihr gegenwärtiges Äusseres mit dem vergangenen nicht mehr übereinstimmt. So wenig, dass man sie nicht wiedererkennt. Das heisse Verlangen, das man einst für sie empfand, ist abgekühlt. Schöne Empfindungen weichen kaltem Entsetzen über den nagenden Zahn der Zeit.

Uns bleibt das bare Unverständnis für die Gefühle, die wir einst für sie hegten. Doch wenn ich vor einem Haus stehe, in dem ich vor Jahrzehnten gelebt

habe, kann es passieren, dass ich – im Zeitraffer – von all den widerstreitenden Gefühlen überwältigt werde, die ich hinter jenen Mauern einst empfand: Wie viele Erinnerungen! Das war meine Jugend! Wie sorglos habe ich genossen, was ich besass, was nun verloren ist, im Glauben, es würde ewig halten!

Das alte Radio

Die Sorge, von nostalgischen Gefühlen überrumpelt zu werden, könnte so gross sein, dass ich es vorziehen würde, einen weiten Bogen um dieses Haus zu machen. So erging es mir tatsächlich, als ich kürzlich in Köln in unmittelbarer Nähe unserer ehemaligen Wohnung in einem Hotel logierte. Während einige der Mitbewohner noch heute zu meinem engsten Freundeskreis gehören und ich bei ihrem Anblick nur Gegenwart empfinde, zog ich es vor, die Lütticher Strasse, in der wir alle einst wohnten, zu meiden. Mir genügte es, den starken Luftzug der Nostalgie zu spüren, der mich am nahe gelegenen Rudolfplatz bereits anwehte, dessen Gemarkung ich aber nicht überschritt.

Nostalgisch werde ich nicht, wenn ich vor dem Haus meiner Kindheit stehe; für andere Menschen könnte nichts diesem unkontrollierbaren Gefühl mehr Vorschub leisten als ebendieser Anblick: Vor dem Haus zu stehen, in dem man aufwuchs, das nun verschlossen ist und darum nostalgisch aufgeladen wird. Doch wenn man das Haus seit seiner Kindheit stets betreten konnte, weil die Eltern hier immer lebten, hat es ausser der Gewohnheit keine Macht über uns. Solange es steht, bleibt es ein Haus, nicht mehr.

Erst wenn es eines Tages in andere Hände übergehen oder gar abgerissen werden sollte, würde es das wichtigste Kriterium erfüllen, das es zum nostalgischen Faktor machte, dann existierte es nur noch als Erinnerung. Wobei hinterlassene Memorabilien diese Empfindung suggestiv befördern können: ein Bild, das alte Radio, ein Gedichtband, in dem mein Vater sich Notizen machte, ein handbesticktes Leintuch meiner Mutter, eine Fotografie. Fotos eignen sich überhaupt besonders gut, weil sie

nur Fragmente zeigen können, die mehr ausblenden als enthüllen.

Nostalgie kommt hinterrücks und unverhofft, aber natürlich lässt sie sich auch mit Absicht provozieren, wenn ich etwa nach langer Abwesenheit ein Restaurant aufsuche, das mich schon immer durch sein Ambiente eingenommen hat. Ich weiss genau, warum ich hierherkomme. Ärger über die Unfähigkeit der Küche und des Personals verfliegen angesichts der Magie des Orts.

Hier schmelzen Nostalgie und Gegenwart zusammen wie nur selten. Ich bin im Hier und Jetzt und in der Vergangenheit zugleich. Die Zeit scheint stillzustehen, sie tut für mich, als sei sie unvergänglich, obwohl die Nostalgie mir sagt, dass sie bereits vergangen war, als ich zum ersten Mal darüber staunte, wie schön die blinden Spiegel sind, wie herrlich der bröckelnde Stuck, wie täuschend echt der gemalte Marmor ist.

Im Zentrum des Glücks

Keine Quelle aber alimentiert die Nostalgie reicher als die Musik. Auf deren schnelle Wirkung kann ich mich mit Sicherheit verlassen. Auch hier ist es – wie bei den Restaurants – nicht unbedingt die Güte, die die Wirkung ausmacht. Weit wichtiger ist das sentimentale Potenzial und die Schnelligkeit, mit der eine Stimme, ein Instrument, ein Chanson, ein Schlager, eine Filmmusik, eine kurze Passage in einem längeren Stück, mich zielsicher dorthin lenkt, wo ich mich selber haben will: Im Zentrum meiner glücklichsten und traurigsten Momente, zu denen ausser mir niemand gelangt.

Doch Vorsicht: Wer das Gefühl zerredet, zu lange darüber nachdenkt oder ausführlich darüber schreibt, läuft Gefahr, dass es sich ihm in seiner ganzen Bedeutung entzieht. Zur Analyse taugt die Nostalgie nur bedingt. Durch Erklärung und Beschreibung droht sie sich zu verflüchtigen. Jedenfalls für eine Weile. Dass die Nostalgie einen wieder einholt, ist aber gewiss. Früher oder später.

Der Schriftsteller **Alain Claude Sulzer** lebt in Basel. 2015 ist sein Roman «Postskriptum» erschienen.